Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 32 (1956-1957)

Heft: 12

Artikel: Woran ich merkte, dass wir doch nicht zusammenpassten : Antworten auf unsere Rundfrage

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073158

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Woran ich merkte, daß wir doch nicht zusammenpaßten

Antworten auf unsere Rundfrage

Die ältere Generation ist immer wieder geneigt, die Ursache von Irrtümern in der Wahl von Ehepartnern in der Unvernunft der Jugend zu sehen, nämlich in der Vernachlässigung der Verstandesgründe, die für oder gegen eine Heirat sprechen.

Sicher ist, daß der Verstand bei keinen Lebensentschlüssen ausgeschaltet werden darf. Aber noch größer ist die Gefahr, wenn vor dem Eingehen der Ehe versäumt wird, die mit keinem Maßstab meßbaren und mit keiner Waage wägbaren, in der Tiefe der menschlichen Seele gefällten Gefühlsentscheidungen ernst zu nehmen. Das zeigen diese Beiträge.

Der Apfel Ein ganz bestimmter Septembertag wird mir, obschon er mehr als zwanzig Jahre zurückliegt, unvergeßlich bleiben. Ich hatte die Wanderjahre, die sich für einen jungen Mann geziemen, hinter mich gebracht, die letzten paar Monate auf der Plantage eines Onkels in Belgisch-Kongo. Und nun sollte ich mich in das Unternehmen, das unsere Familie in drei Generationen aufgebaut hat, endgültig einordnen. Nicht wider meinen Willen, im Gegenteil. Dennoch war ich von einer gewissen Bangnis erfüllt, wohl aus dem Gefühl heraus, daß es nun mit meiner eigentlichen Jugend endgültig zu Ende sei.

Ich hatte meinen Vorsatz, vor dem Antritt meines Postens noch zwei Wochen in einem Bündner Kurort zu verbringen, gewissermaßen um mich auf die neue Lebensspanne innerlich zu festigen, ausgeführt. Die ersten Tage langweilte ich mich lästerlich, obschon das Hotel alles bot, was unsere Hotellerie selbst verwöhnten Gästen zu bieten vermag. Aber dann befand sich eines Abends unter den Arrivées eine Familie, die meine Aufmerksamkeit erregte, das heißt, weder der Vater noch die Mutter, sondern die bildhübsche Tochter. Da diese Familie und ich zur Zeit fast die einzigen Schweizergäste waren, fanden wir uns bald irgendwie zusammen. Ich gehörte innert kurzem, was in der Schweiz sicher nur an einem Ferienort möglich ist, gleichsam mit zur Familie. Der Anschluß war allerdings dadurch erleichtert worden, daß Herr X, wie sich schon am ersten Abend herausstellte, meinen Vater früher gut gekannt hatte.

Ich bin sonst jungen Mädchen gegenüber immer eher schüchtern gewesen, das gehört so zu meiner Natur. Es überraschte mich deshalb selbst, wie schnell ich mit dem jungen Mädchen vertraut wurde. Da Frau X offenbar gesundheitlich nicht ganz auf dem Damm war und Herr X ihr ritterlich Gesellschaft leistete,

gab es sich, daß wir zwei jungen Leute öfters gemeinsame kleine Ausflüge unternahmen.

Um die Sache kurz zu machen: Nach weiteren vier Tagen waren wir heimlich verlobt, wir beschlossen aber, darüber nichts verlauten zu lassen, bevor wir uns selbst von der Überraschung erholt hatten.

An einem der nächsten Tage äußerte der Vater des jungen Mädchens die Absicht, auf die Lukmanier-Paßhöhe zu fahren, mit dem sich ihm, als altem Oberst, offenbar ausführliche militärische Erinnerungen verknüpften. Ich wurde freundlich zur Mitfahrt eingeladen.

So saßen wir denn bald in dem riesigen Amerikaner-Wagen und wurden vom Chauffeur auf die Paßhöhe geführt. Eigentlich war dort ein Picknick beabsichtigt gewesen, aber als die schönen Dinge, unweit des Hospiz, auf der dortigen Weide hübsch ausgebreitet lagen, fand der alte Herr, es sei für ihn und vor allem für seine Frau vielleicht doch besser, den Lunch im Hospiz einzunehmen, wohin sich dann auch beide mit dem Chauffeur verzogen.

Uns war das lange recht. Wir taten dem mitgenommenen Proviant alle Ehre an und fühlten uns überaus glücklich. Zum Abschluß der Mahlzeit nahm das junge Mädchen einen wunderschönen großen Apfel zur Hand und hielt ihn mir entgegen. Darauf besann sie sich eines anderen, biß selbst kräftig in die Frucht hinein und bot ihn mir dann erneut. An der angebissenen Frucht glänzte der Saft des Apfels.

Und nun geschah das Unerwartete und mir heute noch nicht ganz Verständliche: Ich zögerte, zuzubeißen. Es ist sehr unschön zu sagen, und doch verhielt es sich so: Ich empfand plötzlich so etwas wie einen Abscheu, so etwas wie ein körperliches Mißbehagen vor der Berührung mit der mir so freundlich angebotenen Frucht. Ich biß dann nach einigem Zögern doch zu, aber auf geheimnisvolle Weise war mir wie ihr bewußt geworden, daß wir doch nicht zusammenpaßten. * * *

Nur eine Schnecke *Mein Freund und ich standen im Garten. Die Erde roch feucht von einem Gewitterregen her und die Wiese glänzte von vielen kleinen Regentropfen.*

Da schlich eine Schnecke über den Plattenweg. Sie trug ein prachtvolles Häuschen. Es schimmerte korallenfarbig und hatte dunkle Streifen. Ich hob die Schnecke auf, um sie näher zu betrachten. «Lo doch das Dräckzüg lo si», sagte mein Freund und schlug mir auf die Hand. Die Schnecke fiel zu Boden, und das Häuschen zerbrach in kleine Stücke. Ich bedauerte das tote Tierchen, worauf mein Freund entgegnete, er könne keine so zimperliche Frau haben.

Wir fanden uns beide nicht mehr in einer glücklichen Freundschaft und ich spürte, daß wir doch nicht zusammenpaßten. * * *

Gemeinsame Einsamkeit ist keine Grundlage Es war im Land der tausend Möglichkeiten. Obwohl sich alle in meiner Umgebung um mich bemühten, mich immer wieder einluden und ehrlich bestrebt waren, mir zu zeigen, daß Amerika das schönste, beste und reichste Land ist, fühlte ich mich oft als Fremdling. War ich an einer ausgelassenen Party, wünschte ich mir Ruhe und ein fesselndes Buch, ging ich mit in die Kirche, störte mich die Neonbeleuchtung und die Tatsache, daß der Abendmahlswein in kleinen hygienischen Separatgläschen «serviert» wurde...

Dann kam der Tag, an dem ich mir energisch sagte, daß diese Haltung lächerlich sei, und daß es gelte, Amerika anzunehmen, wie es sei.

In dieser Stimmung ging ich zu einem Empfang, der für ausländische Studenten organisiert worden war. Die üblichen Reden wurden gehalten, und später gruppierten sich alle um die Tische, auf welchen Getränke und Backwerk bereitstanden. Neben mir musterte ein langer hagerer Student die verschiedenfarbigen Gläser und plötzlich hörte ich mich sagen: «Suchen Sie nicht zu sehr, man serviert nie Alkohol an diesen Empfängen!» Trotz meinen guten Vorsätzen schwang ein kleiner Zorn in meinen Worten, der Zorn darüber, daß es in diesem Staate verboten war, Alkohol an Jugendliche unter 21 Jahren auszuschenken und, daß man trotzdem, oder gerade deshalb, jede Nacht betrunkene Studenten johlen hörte.

Der Große sah auf mich herab und lachte

mir das Einverständnis zu, das ich so lange vermißt hatte. Seine am Rockkragen angeheftete Karte zeigte einen slawischen Namen – ob er Emigrant war? Der Empfang wurde plötzlich zu einem Erlebnis: wir verstanden einander ohne Erklärungen, und ich konnte endlich über mich lachen. Es war wunderbar befreiend, sich die Kleinigkeiten, an denen wir uns beide stießen, vergleichsweise zu erzählen.

*

Als mich M. an jenem Abend im Schneegestöber nach Hause brachte, begann ein neues Amerika für mich. Es war, als ob er mich aufschließen und lauter Heiterkeiten aus mir hervorzaubern könnte, deren Existenz ich bis dahin gar nicht geahnt hatte.

Ich war fest überzeugt, daß wir zusammen gehörten. Was mich an andern lächerlich dünkte oder sogar abstieß, liebte ich an M. oder fand es drollig: seine Eifersucht wegen Belanglosigkeiten, seine Befehle in geringfügigen Angelegenheiten, die an Tyrannei grenzten, die ich eigentlich selber hätte entscheiden sollen. Wäre ich damals unbeteiligte Zuschauerin gewesen, wäre es mir klar geworden, daß wir beinahe nichts gemeinsam hatten, außer daß wir beide ein wenig verloren waren in einer fremden Atmosphäre. Er war katholisch, ich protestantisch. Unsere Muttersprachen waren verschieden. Der Krieg hatte ihn aus seiner Heimat nach Afrika verschlagen, wohin er nach Beendigung seiner Studien zurückzukehren gedachte. Dies alles schienen mir aber kleine Probleme, gemessen an meiner Liebe.

Eine kluge Freundin riet mir, zuerst einmal in die Schweiz zurückzukehren, um uns, M. und mich, sozusagen aus Distanz zu sehen, bevor wir uns verheirateten. Ich wollte nicht.

«Dann stell dir wenigstens einen Tag Zusammenleben vor», bat sie mich.

Das war es, wovor ich Angst hatte. Der Überschwang meiner Gefühle ließ einen Alltag überhaupt nicht zu. Trotz meines Sträubens mußte ich mir innerlich zugeben, daß mich M.s Tischmanieren störten und immer gestört hatten.

Beinahe fluchtartig verließ ich die Universitätsstadt, und als ich auf dem Wege in die Schweiz in New York einen Bekannten traf, einen Norweger, der dieselben Gesten, dieselben Probleme hatte, der irgendwie dieselben Geschichten von der Besetzung Norwegens erzählte, begriff ich, daß ich eine Generation, eine gemeinsame Ebene geliebt hatte und daß M. und ich als Teilhaber am selben Erlebnis, nicht aber als Mann und Frau zusammengehörten.

* * *

Die Entlarvung *Meine Braut und ich stammen aus gutbäuerlichem Milieu. Meine Partnerin war Lehrerin und zählte 31 Lenze; ich war Kaufmann und stand im Alter von 35 Jahren. – Wir begegneten uns zum erstenmal an einem heimeligen Familienabend des Cäcilienvereins im benachbarten Städtchen. Nach Beendigung des Anlasses mußten wir beide feststellen, daß unsere gegenseitigen Sympathien über das normale Maß hinausgegangen waren.*

Unsere öffentliche Stellung und unser Alter verlangten ein etwas verkürztes Verfahren, und wir verlobten uns einige Wochen nach unserer ersten Begegnung an jenem Familienabend. Diese Zeit des «sich näher Kennenlernens» dauerte ungefähr ein Jahr. Es zeigte sich, daß unsere Anschauungen und Interessen erfreulicherweise gleichgeschaltet waren. – Mit der Zeit empfand ich die etwas vermehrte Tendenz des Schulmeisterns; es war aber dies nicht so arg, als daß diese Unebenheiten nicht mit einer gewissen Großzügigkeit zu überbrücken gewesen wären.

Meine Braut lebte allein mit ihrer schon betagten und lebenserfahrenen, durch einen Unfall im Gehen etwas behinderten 70jährigen Mutter zusammen. Meine Besuche fanden meistens nur am Sonntag statt. Die gute Mamma war jeweils nicht oder relativ nur kurze Zeit anwesend. Mir fiel das nicht besonders auf, da die Mutter bald müde schien und geschont werden mußte.

Es begab sich eines Abends, daß beide Frauen gemeinsam das Essen zubereiteten. Ich befand mich im Wohnzimmer. Unvermittelt hörte ich einen undefinierbaren Lärm und eine laute und harte Stimme. Ich eilte in die Küche und mußte mitansehen, wie die Tochter die Mutter beschimpfte, da mutmaßlich etwas nicht nach Wunsch gegangen war. – Ich zog mich ohne ein Wort zu sagen, ins Wohnzimmer zurück und war froh, mit meinem Schreck noch einige Minuten allein sein zu können. Ich versuchte, möglichst gut darüber hinweg zu

kommen; aber die Zusammenkünfte waren von nun an nicht mehr so unbeschwert und wurden etwas mühsam.

Wir litten beide sehr. Meine Bekannten machten mich auf mein schlechtes Aussehen aufmerksam. Ich beschloß, der Sache auf eine möglichst schmerzlose Art eine andere Wendung zu geben, und schlug meiner Braut vor, uns wenigstens drei bis vier Monate nicht mehr zu begegnen, und weder einander zu schreiben noch zu telephonieren. Mit einem gewissen Respekt mußte ich nun erfahren, daß meine Braut diesen Vorschlag recht vernünftig aufnahm. Es sollte dies ein Weg sein, um zu erfühlen, ob wir nach dieser verhältnismäßig langen Pause wieder zueinander gehören möchten. Inzwischen mußte ich noch von anderer Seite erfahren, daß das Verhältnis meiner Braut zu ihrer Mutter schon von jeher ein denkbar schlechtes gewesen war. Es wurde mir jetzt klar, mit welch außerordentlichem Geschick mich meine Verlobte vom Zusammensein mit der guten alten Frau ferngehalten hatte, um diesen Charakterdefekt nicht bloßzustellen.

Nach Ablauf der Schweigepause von vier Monaten ließ mich meine Braut durch einen Nervenarzt anfragen, wie unser Verhältnis weitergehen solle. Ich informierte diesen Fachmann über meinen Gesundheitszustand und deren Ursache, und bat ihn, meiner Partnerin mitzuteilen, daß es nach reiflicher Überlegung das beste sei, die Verlobung aufzuheben. – Nach einigen Wochen erhielt ich Ring und Geschenk wortlos zurück.

Meine Ex-Braut ist ledig geblieben, was wohl das Richtige für sie war. * * *

EIN VEXIERBILD

Touristen bei den Tauben vor dem Großmünster

«Hans, wo bleibst du mit den Würstchen?»

Gegensätze ergänzen sich Je näher die Verlobung rückte, je mehr stritten wir uns, und immer bildeten Kleinigkeiten den Anstoß. Die wirkliche Ursache lag jedoch in unserer verschiedenen Art: Meine Braut war pessimistisch in ihrer ganzen Haltung. Sie forderte wenig von sich und war antriebs- und energielos. Ich war gerade ihr Gegenteil.

Wir stritten viel und doch konnten wir nicht ohne einander sein. Oft waren wir unglücklich, am unglücklichsten aber beim Gedanken an eine endgültige Trennung. Es war schwer, eine Entscheidung fürs Leben zu fällen. Wir sprachen miteinander und wußten, daß wir uns eigentlich nicht verbinden dürften, aber es fehlte uns die Kraft, nein zu sagen. Wir heirateten also trotzdem und wußten, daß wir nun einen gemeinsamen Weg einfach finden mußten.

Hätten wir uns damals getrennt, würde ich jetzt behaupten, wir hätten damit ein Unglück verhütet. Heute wissen wir, daß gerade das Gegenteil wahr ist. Wir sind nun vier Jahre glücklich verheiratet. Manchmal haben wir auch Streit (wer nicht?), und die Ursache blieb die gleiche. Doch unsere Gegensätze bekämpfen sich nicht nur, sie ergänzen sich auch

gut. Meine Frau hat einen energischen und optimistischen Partner nötig. Dabei verdanken wir unser heutiges Glück der damaligen Schwäche, die uns nicht «nein» sagen ließ, als der Verstand die Trennung forderte. * * *

Befiehl Du Deine Wege *Ich war 21 Jahre alt, als ich meinen Freund kennen lernte. Der junge Mann, der sechs Jahre älter war, gefiel mir gut. Er hatte ein eigenes Geschäft und war wohlhabend. Wir verstanden uns ausgezeichnet und hatten viele gemeinsame Interessen und Freuden. Ich hatte keine Ahnung, daß es einmal anders werden könnte.*

Da er im Frühling gerne geheiratet hätte, hatten wir die Verlobung auf Weihnachten vorgesehen. Daß man vor einer so großen Entscheidung noch über allerhand reden will, versteht sich von selbst, auch über Glaubens- und Erziehungsfragen. Es war mir von Anfang an ein Herzensanliegen, ihn und auch mich glücklich zu machen. Ich bat Gott, er möge mir doch kundtun, ob Hans der richtige Mann für mich sei. Ich hätte so gern eine Zusage von Ihm. Ich bat Gott aber auch, daß er es mir auf irgend eine Art zeigen möge, falls Hans nicht der richtige Mann für mich sei, und daß er mir auch Kraft und Mut schenken möge, Ihm auf jeden Fall zu gehorchen.

Die 400 Verlobungskarten waren schon gedruckt und Tag und Stunde bestimmt, wo wir unsere Eheringe abholen wollten. Aber es kam kein Bräutigam, das heißt er erschien erst nachts um halb neun Uhr, als es dafür schon zu spät war. Ich fragte ihn ängstlich, was denn passiert sei. Er antwortete betrübt, es hätte ihm geträumt, daß wir nicht glücklich würden. Ich war bestürzt, daß er an Träume glaubte. Dann gestand er mir zaghaft, daß ihm eine Wahrsagerin dies prophezeit hätte. Er bat mich dringend, am andern Morgen auch hinzugehen, um mir mein Schicksal deuten zu lassen.

Im Moment konnte ich weder ja noch nein sagen. Es wurde mir aber sofort klar, daß es für uns um Wichtiges ging. Wir saßen zusammen und hielten Rat. Da dachte ich an das ewigschöne Lied von Paul Gerhard, daß ich im Konfirmanden-Unterricht gelernt hatte: Befiehl du deine Wege ... und ich sprach es laut und deutlich. Wir wurden beide ruhiger. Ich bat meinen Liebsten um Zeit, um die Sache innerlich zu verarbeiten. Daß ich auf keinen Fall zur Wahrsagerin gehen würde, war mir ganz klar. Ich sagte aber noch nichts. Wir verabschiedeten uns bedrückten Herzens.

Am andern Tag kam er beizeiten, nachdem er mich bei der betreffenden Frau vergeblich gesucht hatte. Er bat mich um Verzeihung und bereute, daß er so dumm gewesen sei. Er wünschte dringend, daß ich jetzt mit ihm komme, um die Ringe zu kaufen. Ich aber war fest überzeugt, daß er nicht der richtige Mann sei für mich. Es war schwer, ihm dies verständlich zu machen und ich hatte großes Erbarmen mit ihm, aber ich konnte nicht anders. Gott hatte meine Bitte auf wunderbare Weise erhört und ich war an diesem Weihnachtsfeste die glücklichste Person auf der Welt.

Zwei Jahre später habe ich dann einem andern Mann die Hand fürs Leben gereicht und bin nun schon seit 53 Jahren mit ihm glücklich verheiratet. * * *

Er schämte sich Christoph war ein ernsthafter Physikstudent, als wir uns kennenlernten. Ich hatte mit den Schwierigkeiten und Tücken der ersten Universitätssemester zu tun, war zu schüchtern, um ältere Kollegen um Rat zu fragen und kämpfte jeden Abend in meinem Zimmer einen verbissenen Kampf mit meinen Vorlesungsnotizen. Als Christoph sich energisch meiner annahm, mich auf Nachschlagewerke und Hilfsbücher aufmerksam machte, mich in billige gemütliche Restaurants führte, um mich meiner Kaffee- und Brotexistenz zu entwöhnen, sträubte ich mich anfangs gegen das warme Gefühl, das in mir emporstieg, wenn ich ihn sah. Ich hatte einen gut sichtbaren Gehfehler, aber Christoph paßte sich meinem Gang sogleich an und nahm meinen Arm, um mich über hohe Stufen zu führen. Als ich spürte, wieviel auch ich ihm bedeutete, gab ich den Widerstand auf, und unsere Neigung wuchs innert Jahresfrist zu einer Liebe, die reiner und schöner nicht anzutreffen ist.

Er kannte meine Eltern, ich lernte die seinen kennen und mochte sie gern. Aber Christoph erhielt von Zeit zu Zeit einen Brief sei-

ner Mutter: «Deine Freundin ist ein süßes Mädchen, und ich verstehe, daß du sie liebst. Aber denke daran, daß kein Mann auf die Dauer eine hinkende Frau neben sich erträgt.» Anfangs zeigte er mir diese Briefe und küßte mich lachend, wenn ich mit dem Finger fragend das «Denke daran» unterstrich. Dann sah ich keine Briefe mehr. Immer noch erlebten wir herzzerreißend schöne Stunden, aber ihr Kern, das spürten wir beide, war bitter geworden.

Eines Abends, im Hochsommer, trafen wir uns vor der Universität, um zusammen essen zu gehen. Wir gingen den üblichen Weg bergabwärts, als Christoph plötzlich zu mir sagte: «Komm, laß uns eine Abkürzung machen.» (Wir hatten niemals diese Straße benützt, weil sie wohl eine Abkürzung war, aber für mich ein zu starkes Gefälle hatte.)

Ich verstand Christoph nicht, war müde und beharrte darauf, die übliche Straße zu gehen. Ich Unglückliche hatte zu spät gesehen, daß von unten herauf eine Gruppe von Christophs Kollegen und Kolleginnen kamen. Als wir sie erreichten, war mein Freund rot und verlegen, und ich erkannte scharf und klar, daß er sich seiner hinkenden Begleiterin schämte.

Bald nachher haben wir den Trennungsstrich vollzogen, der uns beiden ins Herz schnitt.

* * *

Der Verrat *Wir hatten in den neun Jahren unserer treuen Freundschaft nie von Liebe gesprochen, doch wir fühlten sie werden und wachsen und glaubten sie unzerstörbar. Sie fing an mit dem Austausch von Marmeln mit sieben Jahren, von Rechnungsresultaten mit acht; er lehrte mich schwimmen mit neun, kam an alle meine Geburtstagseinladungen, schrieb mir mit zwölf die erste Ansichtskarte, trug mir den Rucksack auf den Schulreisen, ich sang, um in seiner Nähe zu sein die dritte Stimme. Die neun Schuljahre waren, gemeinsam erlebt, eine Quelle ständiger Freude.*

Der Glaube, daß unsere Freundschaft zur Ehe führen würde, war in der Kindheit verwurzelt und niemand zweifelte mehr daran. Kurz vor der Konfirmation bat mich mein Freund durch einen mir unausstehlichen Kameraden zum ersten verabredeten Stelldichein. Klopfenden Herzens wartete ich im Birkenrain, lange, bange Minuten. Plötzlich tönte von einem Baum herunter höhnisches Gelächter und der schlechte Kamerad rief meinem Freunde von einem Ast zum andern zu: «Gsehsch, wie ds Wübervolch üs nochelouft? So sy si alli!»

Meines Freundes feige zustimmendes Gelächter, dies Verachten meiner Gattung war tödlicher Frost für meine Liebe, die trotz späteren, tätigen Bemühungen meines Jugendfreundes keine Auferstehung mehr feierte. Heute ist auch er verheiratet und als Genugtuung für die damals erlittene Schmach sagte er mir: «Ich liebte meine Frau zuerst, weil sie dir gleicht.»

* * *

Trotzdem er mich nötig hatte Das sechste Semester meines Studiums verbrachte ich in Basel. Beim Frühstück am Familientisch meiner Zimmervermieterin wurden mir Thomas H. aus Norddeutschland und Jan F. aus Holland vorgestellt, welche beide an der gleichen Fakultät eingeschrieben waren. Wie ich selbst waren auch sie wegen Prof. B. nach Basel gekommen und dies war wohl der Grund, daß von Anfang an gegenseitiges Verstehen herrschte.

Zwischen Thomas und mir entstand bald daraus eine innige Freundschaft und am Ende des Semesters stand es für uns fest, daß wir unsern Lebensweg gemeinsam gehen würden. Von seiner Familie wußte ich nur, daß sein Vater Pfarrer in einer kleinen Stadt war, daß er eine verheiratete Schwester und einen gelähmten Bruder hatte. Meine Familie lernte Thomas in den Ferien kennen, da ich ihn und Jan für zwei Wochen in unser Ferienhaus im Berner Oberland einladen durfte. Meine Eltern und Geschwister verstanden sich gut mit Thomas, und meine Mutter gestand mir, daß ihr ein Herzenswunsch in Erfüllung ginge, wenn eine ihrer Töchter Pfarrfrau würde.

Am Abend bevor die beiden Gäste abreisten, machte mein Bruder den Vorschlag, wir wollten gemeinsam musizieren. Wir sechs Geschwi-

Foto: Albert Winkler
Der Mittagsschlaf

ster waren mit Musik aufgewachsen, jedes spielte ein Instrument, zwei waren am Konservatorium. Daß Thomas musikalisch sei, hatte ich als selbstverständlich vorausgesetzt und ich war deshalb tief enttäuscht, als er verlegen gestand, er verstehe nichts von Musik und mache sich nichts daraus. Sichtlich unglücklich und gelangweilt hörte er unserm Spiel zu, und als wir nachher allein waren, sagte er zu mir: «Du kannst eben alles besser, du hast mehr Bildung, mehr Kultur, mehr Geld, du bist gescheiter – um so nötiger habe ich dich!»

Diese Bemerkung hinterließ bei mir ein sehr unangenehmes Gefühl. Einmal mißfiel mir die Art, in der er von diesem «Nötighaben» sprach und dann wurde damit auch etwas ausgesprochen, was ich bei verschiedenen Gelegenheiten (im Gespräch, bei gesellschaftlichen Anlässen, im philosophischen Kolloquium) deutlich gespürt hatte und nicht wahr haben wollte: meine Überlegenheit. Die Bemerkung «mehr Geld» war dabei völlig unwichtig. Als Thomas am nächsten Morgen abreiste, war ich erleichtert.

Das nächste Semester verbrachte ich, trotz allem Drängen von Thomas, wieder nach Basel zu kommen, in Genf. Jede Woche trafen zwei bis drei Briefe von Basel ein. Fast jeder kam in irgendeiner Variation auf die genannte Bemerkung zurück. Thomas versuchte dies «Nötighaben» theologisch zu begründen und leitete daraus für mich als selbstverständliche Christenpflicht ab, daß ich ihn heirate. Ich wiederum verwendete viel Zeit und Mühe darauf, ihn in meinen Briefen von der theologischen Fragwürdigkeit seiner Einstellung zu überzeugen.

Es waren unerfreuliche Wochen und ich gestehe, daß die eindringlichen Briefe von Thomas bei mir Zweifel aufkommen ließen: hatte er doch recht? War diese Ehe einfach die mir von Gott gestellte Aufgabe? Wir erwarteten beide eine Klärung der Sache durch ein persönliches Zusammensein. Absichtlich vermied ich ein Zusammenkommen an einem fremden Ort und lud Thomas ein, zu mir nach Hause zu kommen.

Das Wiedersehen war freier und fröhlicher als ich erwartet hatte. Thomas erzählte von gemeinsamen Bekannten und es schien fast, als herrsche wieder die herzliche Freundschaft von einst. Plötzlich zog Thomas einen Brief aus der Tasche und reichte ihn mir mit der Bemerkung «ein Brief meines Vaters – du mußt ihn doch auch kennen lernen». Der Brief begann mit ein paar Mitteilungen, welche Geldüberweisungen betrafen, dann erzählte er von häuslichen Dingen. Den einen Satz sehe ich heute noch vor mir in der exakten deutschen Schrift ... «zum Mittagessen gab es Rüben und Schweinebauch.»

In diesem Moment sah ich das Eßzimmer des deutschen Pfarrhauses vor mir, einen wachstuchbezogenen Tisch, darauf schweres weißes Geschirr, schwerfälliges Besteck, ein Plüschsofa mit Kreuzstichdecklein auf den Lehnen und in der Ecke das unvermeidliche Harmonium. Ich hatte nur einen Gedanken, ein überdeutliches Gefühl: nein, niemals.

Thomas machte es mir reichlich schwer, bei diesem Nein zu bleiben, indem er es einfach nicht annahm und mir über ein Jahr regelmäßig schrieb, obwohl ich die Briefe ungeöffnet zurückschickte. Noch schwerer machte es mir meine Mutter, und was ich von ihr in dieser Zeit über meinen unchristlichen Hochmut zu hören bekam, könnte manche Seite füllen.

Heute bin ich seit über zehn Jahren glücklich verheiratet und meine Mutter ist ebenso froh und dankbar wie ich, daß ich damals meinem Entschluß treu geblieben bin. * * *

Solduno brachte es an den Tag

Wir waren wohl – wenn ich es nun bedenke – ein recht seltsames Liebespaar, seltsam, weil doch die wenigsten jungen Liebesleute sich schon von Anfang an über eine gemeinsame Zukunft einig sind. In unserem Falle war dieser Zustand darauf zurückzuführen, daß unsere Väter Berufskollegen und unsere Familien schon seit langem eng befreundet waren. Sowohl Hannes' als auch meine Eltern schienen sich über die Aussicht auf unsere Heirat von Herzen zu freuen, und es fehlte nicht an freundlichen Anspielungen und verstecktem Pläneschmieden.

Hannes und ich hatten nach einem Ball angefangen, miteinander auszugehen. Unseren Beziehungen fehlte das zärtliche Element nicht, doch will mir scheinen, als hätte der jungen Liebe die stürmische Verliebtheit und ein gewisser jugendlicher Leichtsinn gemangelt, die einem solchen Erlebnis erst die prikkelnde Frische und Natürlichkeit verleihen

und es als eine goldene Erinnerung tief in uns verankern. Ich war mit meinen 17 Jahren aber zu jung und zu unerfahren, um mir über diese Dinge Rechenschaft zu geben.

Unser kameradschaftliches Idyll war ein Jahr alt, als ich mein Mittelschulstudium beendete. Meine Klasse hatte beschlossen, diesem Ereignis mit einer gemeinsamen Ferienreise einen würdevollen Abschluß zu setzen. Reiseziel: Tessin. Es war Anfang April, und im Süden feierte der Frühling mit blendender Blütenpracht und betörenden Düften sein zauberhaftes Freudenfest. Wer kann es uns verdenken, wenn wir fast alle – erlebnishungrige Mädchen zwischen 18 und 20 Jahren – bald in ein romantisches Abenteuer mit schwarzäugigen und temperamentvollen Südländern verwickelt waren!

Auch ich hatte trotz heftiger Gewissensbisse der süßen Versuchung nicht widerstehen können, und ehe ich es mir recht versah, hatte ich mich zu einem nächtlichen Stelldichein überreden lassen. Der Ort hieß Solduno, und der Mann, der mich unter sternenbesätem Himmel erwartete, war jung und von jener fremden, feingemeißelten Schönheit, die mich auch heute noch in Entzücken versetzt. Als dann sein dunkler, feuriger Blick mich wohlgefällig umfing und ein niegekannter Freudenschauer mein ganzes Wesen durchrieselte, da zerrannen meine besten Vorsätze. Denn man wisse, daß ich immerhin mit der Absicht nach Solduno gekommen war, ich würde mir von diesem Menschen «nichts gefallen lassen!» Ich wollte nur mein Italienisch etwas an den Mann bringen ...

Die Sprachlektion kam dann leider nicht zustande; dafür lernte ich in jener und in zwei darauffolgenden Nächten den verzückten Taumel der ersten ungestümen Verliebtheit kennen. Das schlechte Gewissen und eine dunkle Vorahnung, daß ich für diesen Seitensprung bittere Buße tun würde, sorgten dafür, daß ich die wilden Freuden des Augenblicks nur um so gieriger genoß. Bald würde mein Frühlingstraum ja ausgeträumt sein, und ich wußte, daß Primo und ich uns nie wiedersehen würden.

Nach meiner Heimkehr überfiel mich mit einem unermeßlichen Katzenjammer um das verlorne Glück das Grauen vor meiner nüchternen Wirklichkeit. Aber das wollte ich mir zu jener Zeit um keinen Preis eingestehen! Vielmehr begann nun ein verbissener Kampf gegen meine rebellischen Gefühlsregungen: ich war doch Hannes' zukünftige Braut, und ich hatte allen Grund, ihn um seines ausgeglichenen Wesens, um seiner Güte und seiner Zuverlässigkeit willen zu lieben und zu achten. Wenn seine Küsse mich nun plötzlich fad und leidenschaftslos anmuteten, so war das allein meine Schuld. Hannes aber durfte wegen meines leichtsinnigen Abenteuers nicht zu Schaden kommen. Ich mußte selber mit mir fertig werden!

Zu meinem wachsenden Entsetzen sollte ich jedoch bald erkennen, daß alle Vernunft und der beste Wille der Welt gegen meine Gefühle machtlos waren. Im Gegenteil, je eifriger ich mich bemühte, wieder in die alte schlichte Liebesbeziehung zurückzufinden, um so heftiger bäumte der Widerwille sich in mir auf. Endlich konnte ich es vor mir selbst nicht mehr verbergen: wahrscheinlich hatte ich Hannes nie wirklich geliebt; nun aber fing ich an, ihn mit erschreckender Heftigkeit zu hassen!

Wo aber fand ich den Mut, unsere verlockenden Pläne grausam zu zerstören, wie konnte ich es wagen, ihn und unsere Eltern scheinbar grundlos zu enttäuschen?

Es war ein märchenschöner, strahlender Pfingstmorgen, als Hannes zum letzten Mal bei uns erschien, um mich zu einem Spaziergang abzuholen. Er war gekommen mit seinem frohen Lachen, ahnungslos und glücklich ... Auch ich wußte nicht, daß ausgerechnet heute das Unvermeidliche geschehen mußte, und so wanderten wir unbeschwert wie so oft, Hand in Hand. Bis Hannes anfing, von dem bevorstehenden Ball zu reden. Es sollte ein zauberhaftes Fest werden, sagte er, mit einer Lampionfahrt auf dem See, mit Blumen und schöner Musik.

Da geschah es, daß ich erklärte, nicht mit ihm an dieses Fest gehen zu können.

Woher war mir der Entschluß gekommen? Ich hatte ohne Überlegung gesprochen, unter einem plötzlichen Impuls. Doch – mit versagenden Knien und während mir alles Blut zum Herzen schoß – begriff ich erst jetzt, daß die Entscheidung gefallen war. Nun gab es kein Zurück mehr! Indem noch immer seine Hand die meine gefangen hielt, sprach ich das aus, was ich ihm eines Tages über den Umweg vieler Erläuterungen und Entschuldigungen hatte sagen wollen: «Wir müssen aufhören uns zu sehen, denn wir sind nicht für einander bestimmt.»

* * *